


Nr. 101 Bromberg, den 3. Mai 1933.

# Die Frau, die man übersah

**Roman von Harald Baumgarten.**



(8. Fortsetzung.) 

V.

Die ersten frühzeitigen Schneeflocken wirbelten vor den Fenstern. Die Klinik des Professors Seitz füllte sich. Es hieß arbeiten von früh bis spät und viele Nächte hindurch.

„Schwester Jolli!" — tönte Marthas strenge Stimme den ganzen Tag. Und die kleine, graue Gestalt flog vom Sprechzimmer zu den Krankenbetten. Saß in den trübe erleuchteten Sanitätswagen, legte Kissen zurecht, flößte Medizin ein, turnte dazwischen mit einer exzentrischen Engländerin, die vierzig Pfund abnehmen wollte, war so ausgefüllt von Bewegung, Arbeit und Müdigkeit, daß die Gedanken, die ihr der Herbst ins Blut getrieben und die die tiefsten Tiefen ihres Seins aufgerüttelt hatten, wie zerschlagene Kämpfer von ihr abließen.

Da reichte ihr an einem winterlich weißen Novembertag Schwester Martha ein Telegramm, in dem Missis Clifford ihre Ankunft auf dem Bahnhof um ein Uhr anmeldete.

„Du wirst sie abholen, Jolli. Sie war dir ja immer besonders wohlgeneigt." Die spitze Stimme zitterte vor Ironie. „Sorge dafür, daß ihr Zimmer in Ordnung ist."

Eine neue Welle von Arbeit brach durch diese Worte über Jolli herein. Während sie in fieberhafter Eile das Zimmer so einrichtete wie Helen Clifford es gewohnt war, stand mit einer sie selbst überaschenden Deutlichkeit die Erinnerung vor ihr auf . . . Die Bilder auf dem Schreibtisch . . . Das leichtsinnige, hübsche Gesicht des jungen Mannes . . . Ihre eigne Unruhe . . . Ihre Sehnsucht, die ihre Träume geschmückt hatte, und den grauen Weg ihres Alltags mit leuchtenden Blumen, mit schwellenden Hügeln, die Aussicht versprachen, Kampf und Erregung und die ihr stilles Leben mit einem vibrierenden Lärm erfüllt hatten . . . Die bedeutungsvollen Besuche von Schwester Martha . . . Dies alles war wieder da, als habe es nur in einer Versenkung gewartet und sei nun, wie auf ein Stichwort, in den Mittelpunkt der Bühne gestellt. Ihre Gedanken liefen krause Wege, schossen Kobolz und verliefen sich in einem Irrgarten von phantastischen Bildern, bis ihre kühle Sachlichkeit sie verjagte und sie leise lächelnd über ihre unerklärliche Erregung auf der Elektrischen zum Bahnhof fuhr, um die Erwartete abzuholen.

Als sei das Rad der Zeit um einen Zahn zurückgedreht, so glich der jetzige Aufenthalt Helen Cliffords ihrem Hiersein vor einem Vierteljahr. Die Schreibtischlampe erhellte das Zimmer mit einem milchigen Licht und spiegelte sich in den Gläsern der Bilder, die wieder auf ihrem alten Platz standen. Die Patientin hatte mit Jolli geplaudert, nicht ohne daß Reginald Solms Erwähnung geschehen wäre.

„Er schreibt mir nicht mehr, Jolli, denken Sie sich, er schreibt mir nicht mehr. Wenn eine alte Frau etwas Ungünstiges über das Mädchen zu denken wagt, das man sich erkoren hat, so wird sie mit Verachtung gestraft."

Es hatte scherzhaft klingen sollen, aber Jolli hörte den feinen Unterton von Leid heraus.

„Er liebt sie gewiß sehr!" — meinte sie, ihn schüchtern verteidigend.

„Gewiß liebt er sie — sie hat ein hübsches Gesicht und gerade gewachsene Beine. Und das ist hinreichend, um einen jungen Menschen wie Reginald in Begeisterung zu versetzen. Aber wenn er sie heiratet, wird er bald einsehen, daß diese beiden Eigenschaften für eine Ehe zu wenig sind."

Jolli wußte nichts zu erwidern. Ihre ausdrucksvollen Hände arbeiteten an einer Handarbeit und in ihren Gedanken baute sie sich das Bild dieser Lilo de Pirelle als ein schönes, beneidenswertes Geschöpf auf, dem das Glück in verschwenderischer Fülle zur Seite stand. „Wenn sie erst seine Frau ist, wird sie sich vielleicht ändern."

„Sie sind ein kleines unerfahrenes Mädchen, Jolli. Diese Art Menschen ändern sich nie . . . Aber was hilft alles Reden? Die Jugend geht doch ihre eigenen Wege."

In ihrem Zimmer dachte Jolli noch lange über diese Worte nach. Mitten in der Nacht erwachte sie. Ein schwerer beunruhigender Traum hatte sie gequält . . . Sie war in einer Höhle gewesen, in der die Luft immer bedrückender wurde und deren Eingang von rutschenden Erdmassen verschüttet war . . . Sie stand auf. Ein feiner Geruch von schwelendem Holz war im Zimmer. Ihr Herz begann heftig zu klopfen . . . Irgendwo mußte es brennen . . . Flüchtig zog sie sich an und trat auf den Gang hinaus. Der Geruch wurde stärker . . . Kaum sichtbare Rauchschwaden zogen von der Treppe her. Die Alarmglocke war ihr erster Gedanke. Dann dachte sie an die vielen Bettlägerigen in der Klinik. Es konnte eine Panik entstehen. Sie jagte die Treppe hinunter. Der Rauch wurde stärker. Hatte noch niemand das Feuer bemerkt? Wo war denn die wachhabende Schwester?

Im ersten Stockwerk angekommen, drang ihr ein dichter Qualm entgegen. Obgleich ihr die stickigen Schwaden die Tränen in die Augen trieben, lief sie den Korridor entlang. Dort! Kleine rote Flammen fraßen behende an einer weißlackierten Tür. Das Zimmer war heute von einer Patientin, geräumt worden. In diesem leeren Zimmer mußte das Feuer ausgebrochen sein. Vielleicht durch eine leichtsinnig weggeworfene Zigarette.

Vor eine gefährliche und schnelle Entschlußkraft fordernde Entscheidung gestellt, verlor sie nicht eine Sekunde die ruhige Überlegung. Sie riß den Minimax von der Wand, stieß ihn auf den Boden und begann die Flüssigkeit über die Tür auszuspritzen. Das Feuer zischte auf, erlosch und verqualmte. Als der Apparat leer war, warf sie ihn bei Seite, eilte nach dem Ende des Ganges, wo sich das Zimmer der wachhabenden Schwester befand.

Das junge, rotblonde Mädchen, übermüdet von einer langen Nachtwache, schlief in ihrem Stuhl, den vollen, roten Mund ein wenig geöffnet. Jolli schüttelte leicht die Schlafende. „Erschrick nicht, Margarete — es brennt!"

Mit einem leisen Aufschrei fuhr die Schwester hoch. In ihrer Ratlosigkeit stand sie wie verirrt im Zimmer.

„Wecke sofort die Oberschwester! Es scheint sich nur um einen Zimmerbrand zu handeln. Ich hole die Feuerlöschapparate."

Sie lief in die andern Stockwerke, überall die Schwestern rufend, trug die Apparate zusammen und gab mit leiser, bestimmter Stimme Anordnungen, denen sich alle, als sei es selbstverständlich, fügten. Dabei empfand sie ein ihr neues Kraftgefühl, eine Befriedigung der Tat, die für sie befreiend und erhebend war. Mit einem bisher verborgenen Organisationstalent traf sie alle Maßregeln, die geeignet waren, die Gefahr zu beseitigen.

Als Schwester Martha erschien, sank dies alles wieder in sich zusammen. Sie wurde wieder verschlossen und unpersönlich, eine Maschine, die auf andrer Menschen Befehl lief.

Um Mitternacht lag die Klinik von Professor Seitz wieder in tiefster Ruhe. Nur der verkohlte Fußboden und die geschwärzte Tür deuteten darauf hin, daß durch Jolanthe Falks umsichtiges Eingreifen ein großes Unglück verhindert worden war. Eine Tatsache, die Oberschwester Martha mit ein paar kühl freundlichen Worten abgetan hatte.

Auch dieses Erlebnis versank in der Flut des Alltags, und doch wuchs in diesen Stunden Jolli Falks Leben schon in neue Bahnen, ohne daß sie es ahnte.

*

In einem verschlossenen Fach ihres Sekretärs bewahrte Schwester Martha ein geheimnisvolles Dokument auf. Die jungen Schwestern behaupteten, es wären Liebesbriefe aus einer Zeit, da die Männer noch Vatermörder und den glockenförmigen farbigen Zylinder trugen. Aber das war nur Klatsch. Denn Schwester Martha hatte allezeit die Liebe als einen Fallstrick des Teufels angesehen.

Das kleine schwarze Buch enthielt nichts als eine Reihe von Daten. Aber ihr Bekanntwerden hätte viel Ärger und noch mehr Schadenfreude hervorgerufen. Denn diese Zahlen waren die ungefälschten, standesamtlich eingetragenen Geburtstage der Patientinnen von Professor Seitz. Was hätte das für einen Skandal gegeben, wenn bekanntgeworden wäre, daß die mondäne, fesche Operettendiva, die jeden Morgen in der Klinik vorfuhr und so ausgelassen mit dem Springseil herumhüpfte, die Fünfzig längst überschritten hatte.

Auch der Tag, da Helen Clifford, ein schreiender, zappelnder Balg, ihre Erdenfahrt angetreten hatte, war genau notiert. Und mit der diesjährigen Wiederkehr dieses Tages hatte Oberschwester Martha alles aufgeboten, um der „lieben, der Klinik so wohlgeneigten Patientin" ihre Ergebenheit so recht deutlich vor Augen zu halten. Denn Helen Clifford war doch recht krank, viel kränker als sie ahnte, und — nun, wissen konnte man es doch nie, ob nicht schließlich doch — — nicht wahr? Man hatte schon oft von den seltsamsten Legaten gehört, die diese exzentrischen Amerikanerinnen vermacht hatten!

Als Helen Clifford ihren kurzen täglichen Morgenspaziergang machte, waren große Büschel von kostbaren Chrysanthemen angekommen, die nun ihr Zimmer mit einer feierlichen und ein wenig steifen Festlichkeit schmückten, als wunderten sie sich selbst, was sie eigentlich hier sollten.

Ein schneidender Dezemberwind blies von den Feldern her, über denen eine dünne, unsichtbare Schneedecke lag. Die Schrebergärten froren in trostloser Öde, die kleinen Bretterbuden neigten sich zur Seite, als wollten auch sie in die Mutter Erde hineinsinken, wie die vielen Blumen, die im Sommer einen leuchtenden Teppich über sie gebreitet hatten.

Helen Clifford trat ans Fenster. An einer Wetterfahne hatte sich ein Papierdrachen verfangen, hinter dem im Herbst ein pausbäckiger Junge voll Jubel hergelaufen war. Nun hing er zerrissen und kläglich da. Der Wind umpfiff ihn, und er versuchte in hoffnungslosen Sprüngen zu entrinnen, um noch einmal stolz und frei durch die Luft zu schweben. Aber es gelang ihm nicht. Auf ihn starrte Helen Clifford unbewußt und verbittert. Auch ihr Leben hing nur noch an einer dünnen Kette. Feierlich standen die Chrysanthemen und blickten sie in ihrem unschuldsvollen Weiß wie Vorboten der Ewigkeit an. Leise trat Jolli ein. Mit einem stillen Verwundertsein in den Augen über den Ausdruck in Helen Cliffords Gesicht, der eine Mischung von Willen zur Welt und einem Entrücktsein war. In ihrem ganzen spätern Leben empfand sie diesen Anblick noch immer wie ein Traumbild.

„Setzen Sie sich, Jolli!"

Ein Atemholen wie vor einem großen Geschehen dehnte sich. Fein, blaß und gütig sah das junge Gesicht zu ihr auf.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Jolanthe Falk. Das Leben ändert sich jeden Tag. Man soll nie zu weit voraussehen. Aber, wenn alles so kommen sollte, wie ich es glaube — wollen Sie meinen letzten Willen erfüllen? Ich habe alles tausendmal bedacht, ich möchte sagen, seit Wochen . . ."

Sie machte eine Pause, um eine Antwort abzuwarten, aber ihre Rede hatte Jolli viel zu sehr verwirrt. Das alte energische Lächeln trat in das Gesicht der alten Dame. „Natürlich, die alte Clifford hat wieder das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Ist immer noch nicht vernünftig geworden und wird's nun wohl nicht mehr werden. Der Kernpunkt der ganzen Frage ist der, Jolli — haben Sie das Vertrauen zu mir, daß ich Ihr Bestes will? Glauben Sie ein wenig an mich?" Ihre Stimme klang so streng wie immer, aber die Augen dieser Frau, die ihr großes Herz widerspiegelten, füllten sich mit Tränen. Und diese Tränen lösten die Erstarrung, die über Jolli lag.

„Ich verstehe nicht, was Sie sagen, Missis Clifford, aber ich weiß, daß Sie ein gütiger Mensch sind. Was an mir liegt, Ihnen zu dienen, will ich tun."

„Ich möchte dich glücklich machen, Jolli Falk. Ich möchte auch nach meinem Tode noch ein wenig Glück schaffen. Dies bedenke, wenn die Stunde da ist, über die wir jetzt sprechen."

Jolli war in ihrem Innersten so aufgewühlt und ergriffen von der Güte, die sie zum ersten Male in ihrem Leben von einem Menschen empfangen hatte, daß die nächsten Stunden wie ein Traum an ihr vorüberglitten.

Die Fahrt im Auto durch das winterliche Berlin . . . Die alte Dame an ihrer Seite, die still und nur mit großen leuchtenden Augen dasaß . . . Das hohe, prunkvolle Haus in der Friedrichstraße, vor dem der Wagen schließlich hielt . . . Die Stunde die sie allein in dem Wartezimmer des Notars, von zwei Kanzleigehilfen mit einfältigen Gesichtern angestarrt, verbrachte, und endlich der Augenblick, da Helen Clifford wieder erschien, sie an der Hand nahm und einem großen Herrn vorstellte, der sich tief vor ihr verbeugte . . . Und immer wieder dachte sie noch später mit einer leisen Beschämung daran zurück, daß sie in der Aufregung beinahe einen Knix gemacht hätte, als Helen Clifford mit wichtiger und triumphierender Stimme, die durch das ganze Anwaltsbureau drang, erklärte: „Das ist sie — Herr Notar!"

Am nächsten Tage fuhr Helen Clifford nach Newyork.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Die Rohrdrossel als Wetterprophet.

Von **Max Geißler.**

Es wissen so wenige Menschen etwas von ihr, weil sie die heimlichen Einsamkeiten der Rohrdickichte liebt und weil sie ihr köstliches Saitenspiel am schönsten schlägt, wenn es Nacht ist. Im Frühling kommt sie heim aus Südafrika; sie pflegt den Winter am Kap der Guten Hoffnung zu verbringen. Reist diese neuntausend Kilometer mit Grundsätzlichkeit immer an Schilfgewässern entlang und pfeift allerorten den Leuten etwas vor.

Sie ist ein Original. Ihr Häuschen hängt über dem Wasserspiegel an Gestänge, das ihr der Frühling dort einrammt, hängt kunstvoll verankert zwischen Rohr und Schilf, damit sie keine lästigen Besuche empfängt; denn selbst abenteuerlustige Buben, die grünen Einsamkeiten so häufig den Frieden zerschlagen, meiden diese geheimnisvollen Gegenden, in denen nachts die Irrlichter tanzen oder die Glühkäfer ihren stillen Sternenreigen halten.

Es ist schön dort; auch wenn die Frösche quaken, die sich, wie jeder aus dem Kinderlesebuche weiß, für bedeutende Sänger halten. Man kann darüber geteilter Meinung sein; immerhin: ein so begabter Vogel wie die Rohrdrossel, die es hinsichtlich ihrer musikalischen Leistungen mit der Nachtigall aufnimmt, macht gar kein Hehl daraus, daß sie auch bei den grünen Teichmännern Gesang studiert hat. Aus all ihren schönen Strophen klingt es: Herr Nickelmann von Tümpelweid, der ist mein Meister gewesen!

Oder läßt sich das so erklären, daß beide die gleichen Lehrer gehabt haben? Etwa das Rohr im Wind und die Wellen am Teich, die um ihre Wiegen gesungen haben? Man weiß: Wenn man derlei Weisen vernimmt von Jugend an, so stimmen sich Ohr und Herz darauf ein.

Und auch so ließe sich erklären, daß die Rohrdrossel knarren kann wie der grüne Teichkantor und daß sie glöckelt wie er selber, so täuschend, daß man sich besinnen muß: Ist das nun ein Frosch oder eine Rohrnachtigall, die da musiziert?

Aber was an ihrer Begabung ganz rätselhaft bleibt, das ist die Kunst, Kalender zu machen. Andere Leute im Federrock, die in ähnlichen Wohngegenden siedeln, verstehen diese Kunst längst nicht so gut. Am besten noch der Kiebitz.

Der Säbelschnäbler dagegen, sonst ein prachtvoller Kerl, ist zum Aussterben verurteilt, weil ihm dieser Sinn vollkommen fehlt. Er baut so nahe an die Flutkante, daß seine Genist bei einer Zunahme des Wasserstandes in der Regel ersaufen.

Die Rohrdrossel aber weiß schon, wenn sie aus Afrika heimkommt, ob es einen verregneten Sommer gibt. Ist keine Gefahr, dann hängt sie ihr Haus tief über den Wasserspiegel; im anderen Falle hoch . . . immer so, daß die Flut es niemals erreichen kann. Diese Vorahnung der Wetterverhältnisse auf so lange Zeit ist in so hohem Grade bei keinem anderen Tiere festgestellt worden.

Und wenn der Spätsommer anfängt im dürren Schilfe zu klappern, dann spielt sie noch einmal: Nun ade, du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland ade! und fährt ans Kap der Guten Hoffnung.

## Der Tod im Maschinenhaus.

Skizze von Paul Jacobi-Herten.

Der Zechenplatz war von großen Lampen hell erleuchtet. Hoch oben in dem Fördergerüst, das wie ein eisernes Gespenst in die tiefdunkelblaue Nacht ragte, surrten und sangen die großen Räder ihr rhythmisches Lied.

Auf der Schachtbühne wurden die leeren Wagen auf die Förderkörbe geschoben und die mit schwarzen Diamanten gefüllten zur Ladebrücke gefahren. Kraftvolle, geschwärzte Gestalten stemmten ihre harten Schultern gegen die Wagenwände. Mit dröhnendem Getöse und lautem Gepolter rollten die Eisenkästen, kostbaren Inhalt bergend, davon.

Drüben lag das Maschinenhaus, darin stand ein Mann vor einem Eisenriesen. Er hielt einen Hebel in seiner kleinen Menschenhand. Die Wände der weiten Halle bebten, und der Boden zitterte unter den Füßen. Hören konnte der Mann in dem Raum kaum sein eigenes Wort, denn das Ungeheuer schrie und brüllte, fauchte und stampfte vor Kraft und Lust. Aber stieren Auges blickte der Maschinist auf zwei kleine Zeiger, die sich auf einer senkrechten Skala bewegten. Der eine Zeiger wanderte abwärts, der andere kletterte an der strichbedeckten Skala empor. Sie ließen genau erkennen, wo jeweils die Körbe im Schacht hingen. Ein knackender Ruck — und die Zeiger nahmen sich mehr Zeit, ihr Ziel zu erreichen. Gleichzeitig legte sich das Tosen und Toben des Riesen; die Fördermaschine lief langsamer. Ja, in dem Hebel lag die Seele des Ungeheuers. Und war in die Hand des einen Mannes gegeben. Noch einmal das leise Knacken des Steuers, mit sterbendem Stöhnen stand die Maschine.

So ging es in einem fort. Immer Dreivierteltakt, eine endlose Melodie, eintönig zwar, doch rhythmisch klar geprägt.

Der Maschinist hatte in dem Lärm nicht gehört, daß draußen die Tür in den Angeln jämmerlich gequietscht hatte. Wer weiß, wieviel Liter Öl der gierige Schlund des Riesen täglich schluckte, hastig, gurgelnd und gluckend. Für die durstige Tür war kein Tröpflein übrig.

„Pink pink — pink pink — pink! Seilfahrt auf!" gellte die Signalglocke durch den Raum.

Es war jemand mit schlürfenden Schritten die Treppe hinauf gestiegen, ging spähend über die Fliesen und machte plötzlich Halt. Genau hinter dem Fördermaschinisten stand der seltsame Eindringling, blickte über die Schulter des Mannes weg auf den Hebel, der fest in der Hand des Menschleins da lag.

„Seilfahrt auf!"

Aha, Leute auf dem Korb! Langsam fahren; nur acht Meter in der Sekunde. Und beide Hände umklammerten das Steuer. Nur wenig Dampf drauf!

Sieh an! Das eiserne Wesen reckte sich, streckte die Pranken aus und spielte mit seinen Gliedern. Ächzend stampften die Kolben und drehten eine große Trommel, über die das Seil lief, daran drei Menschen auf einer Schale hingen.

Der seltsame Fremde stand noch immer an derselben Stelle, beobachtete die Bewegungen des Maschinisten und grinste wie einer, der weiß, daß er dem andern unbedingt überlegen ist. Dem Maschinisten wurde eigentümlich zu Mute. Über seinen Rücken kroch eine Gänsehaut. Durchbohrende Blicke fühlte er fast körperlich auf sich gerichtet.

„Wer steht da hinter mir?" Langsam rückten die Tiefenzeiger vor. „Wenn du ein Fremder bist, was suchst du hier, wie kommst du herein? Hast du die Tafel nicht gelesen? Unbefugten ist der Eintritt verboten."

Hundertfünfzig Meter . . .

Immer noch starrte ihn der Grinsende an und freute sich ob der Angst des Menschleins da.

„Kerl, geh' fort! Ich verliere die Gewalt über meine Maschine, glotzest du mich länger so an."

Noch achtzig Meter . . .

Ihm war, als faßte eine Hand nach dem Steuer. „Hand weg! Das Steuer ist mein."

Kalter Schweiß trat dem Maschinisten auf die Stirn.

Noch 30 Meter . . .

Die Halsmuskeln strafften sich, wollten den Kopf nach dem unheimlichen Gesellen wenden, damit die Brust von der unsinnigen Spannung befreit würde.

„Herr Gott, laß mich nicht hingucken! Mache mich noch ein paar Sekunden stark!"

Der Fremde grinste nicht mehr. Seinen ganzen Willen hatte er zusammengerafft, um den Mann zu zwingen, sich umzudrehen. Und dann? Schnell Hand an's Steuer! Volldampf drauf! Korb hoch in die Feckeln gejagt! Drei Menschen kann ich haben.

Noch fünf Meter . . .

Vorn übergeneigt, ein wenig den Körper zur Seite gewandt, hielt der erschöpfte Mann den Hebel. Nein, der Hebel hielt ihn.

„Himmel! Noch eine Sekunde! Hilf mir! Nur jetzt nicht, jetzt — jetzt nicht umsehen! — Ja — so — langsam — den Hebel zurück! Dem Herrn sei Dank!"

Der Zeiger hatte den letzten Strich erreicht. Drei Männer traten von der schwankenden Schale auf die Schachtbühne und lachten.

Und in dem Maschinenhaus hatte der Tod gestanden.

Zitternd und fröstelnd drehte sich der Fördermaschinist um. Die Mundwinkel waren schlaff nach unten gezogen, und die Augen blickten wirr und glanzlos drein. Vor sich sah er den Direktor.

„Glück auf, Maschinist!"

„Glück auf, Herr Direktor!"

„Aber wie schauen Sie aus? Sie sind ja so blaß wie der Kalk an der Wand. Was ist Ihnen?"

„Nichts, Herr Direktor."

Die Blicke schweiften zu dem weit geöffneten Fenster: Ob dorthinaus wohl verärgert und besiegt der Tod geräuschlos verschwunden war?

## Der Minister heiratet eine Sklavin

**Von Franz Schombach.**

Ein recht interessantes Leben, wie es ein phantasiebegabter Romanschriftsteller nicht fesselnder und abenteuerlicher ersinnen kann, hat die kürzlich verstorbene Gräfin Tokiko Yamamoto hinter sich. Die ehrwürdige alte Dame erblickte vor 73 Jahren als Tochter eines armen Schiffers das Licht der Welt. Als sie mit dreizehn Lenzen zur holdseligen Jungfrau erblüht war, verkaufte der Vater sie in einem berüchtigten Viertel der japanischen Hauptstadt Tokio an einen Sklavenhändler. Das jämmerlichste Schicksal, das einer Frau widerfahren kann, schien dem Mädchen bevorzustehen. Da griff eine höhere Gewalt — Aufgeklärte sprechen vom blinden Zufall — in das Leben der hübschen Japanerin ein. Als sie eines Tages aus dem Fenster blickte, kam gerade ein Marineoffizier des Weges. Der junge Mann war von ihrer Schönheit dermaßen bezaubert, daß er nichts Eiligeres zu tun hatte, als die Angebetete unverzüglich aus der schlimmen Umgebung zu entführen. Und die Leidenschaft für die Gerettete erwies sich als so dauerhaft, daß der Offizier sie kurz heiratete. Sehr zum Verdruß seiner Familie, die den Liebenden dieserhalb in Acht und Bann tat. Aber dem vermochte die Verstoßung keinen Schaden zu tun. Zwar zog er den

bunten Rock aus. Aber in der diplomatischen Laufbahn, der er sich nunmehr widmete, konnte er von Stufe zu Stufe emporklettern. Wiederholt wurde er zum Minister ernannt, schließlich auch zum Ministerpräsidenten, und endlich erhob man ihn sogar in den Grafenstand. Dabei blieb seine Frau, die ehemalige Sklavin, durchaus nicht im Hintergrunde. Die Gräfin Tokiko Yamamoto verkehrte am japanischen Hofe, wo man in ihrer Vergangenheit durchaus kein Hindernis erblickte, der Frau des berühmten Staatsmannes mit großer Herzlichkeit zu begegnen. Die Ehe der auf solch seltsame Weise miteinander verknüpften Gatten war mit fünf Töchtern gesegnet, die sich mit hervorragenden Persönlichkeiten verheiratet haben.

Man hat sich heute daran gewöhnt, die Sklaverei als eine längst überlebte Einrichtung zu betrachten. Schließlich ist es für den Europäer ja auch von minderem Interesse, zu wissen, ob in Liberia oder Abessinien oder im Fernen Osten noch Hörigkeitsverhältnisse bestehen, die an Sklaverei grenzen oder geradezu als solche bezeichnet werden müssen. Und doch leben heute noch Menschen aus der Zeit, da Onkel Toms Hütte stand. Der erwähnenswerteste von ihnen dürfte Washington Carver sein. Dieser Mann, der 1860 in Missouri geboren wurde, Vater und Mutter niemals kennen gelernt hat und von seinem Herrn für einen elenden Gaul verkauft worden ist, hat einen beneidenswerten wechselvollen Aufstieg nehmen können. Zunächst verdiente er sich als Wäscher seinen Unterhalt. Dann brachte er es fertig, die Schule und die Universität in Jowa zu besuchen. Es spricht für die Vielseitigkeit des jungen Mannes, daß er nun als Konzertpianist auf Reisen gehen konnte. Natürlich fand der begabte Washington bald einen Gönner. Auf die künstlerische folgte die wissenschaftliche Laufbahn. Hier ist er höchster Anerkennung teilhaftig geworden. Er wurde Ehrendoktor und Mitglied der königlichen Akademie der Künste, der Gewerbe und des Handels in Großbritannien. Seine technischen Erfolge sind teilweise von einer ebenso sinnreichen wie befremdlichen Art. Aus gewöhnlichen Erdnüssen weiß er Milch, Butter, Bonbons, Kaffee, Käse, Seife, Gesichtspuder, Schminke, Schmieröl, insgesamt mehr als dreihundert wertvolle Dinge herzustellen. Die Farben, die er aus dem Lehm Alabamas hervorzubringen versteht, verblassen nicht. Seine Bilder, die er mit dem Finger malt, hängen in mehreren Kunstgalerien. Aus Holzspänen stellt Doktor Carver künstlichen Marmor her. Staunend folgen die Studenten des Tuskegee-Instituts dem Schaffen des Greises. Durch mancherlei Versprechungen hat man schon versucht, ihn an andere Hochschulen zu ziehen. Aber Washington bleibt dem Institut treu. Wohl weniger aus ideellen als aus wirtschaftlichen Gründen. Ersteht dem ehemaligen Sklaven doch aus seinen Arbeiten, für die jene Stätte besonders geeignet ist, eine jährliche Einnahme von nicht weniger als dreihunderttausend Mark. Die will sich der Neger nicht entgehen lassen.

## Regennacht.

Wenn Regen rings umspinnt mein Haus
Und rauscht und raunt die lange Nacht,
Ich lausche regungslos hinaus,
Mein Atem kaum noch wacht.

Doch emsig horcht die Seele mein,
Dem Rauschen wunderlich verwandt,
Wie plätschernd rings auf Blatt und Stein
Der Regen rauscht durchs Land.

Die Seele weiß, nun geht ums Haus
Des Wanderns unversiegte Kraft,
Ins Dunkel träumt sie sich hinaus
Zur gleichen Wanderschaft.

Franz Karl Ginzkey.




### Kampf im Veldt.

In der Südafrikanischen Union erfreut sich der Sekretärvogel großer Beliebtheit, man nennt ihn auch den Schutzmann des Veldt, weil er alle Schlangen angreift, die ihm in den Weg kommen. Kein Wunder also, daß man ihn unter Naturschutz gestellt hat. Die atemraubende Schilderung eines solchen Kampfes zwischen einem Sekretär und einer zwei Meter langen Goldkobra konnte man vor kurzem in einer englisch geschriebenen Zeitung lesen. Da war der Vogel im Fels des Gebirges auf das Reptil gestoßen, das wegen seiner Angriffslust gefürchtet ist. Zunächst schien es, als zögere der Sekretär, mit dem gefährlichen Feinde anzubinden. Dann aber begann der Vogel durch heftiges Flügelschlagen seinen Gegner zu reizen. In achtungsvoller Entfernung umkreiste er unablässig die züngelnde Schlange, bis sie der Verzweiflung nahe war. Aber als er mit der mächtigen Schwinge einen heftigen Schlag nach dem Kopf der Feindin ausführte, verfehlte er sein Ziel und mußte auf schleunige Rettung bedacht sein. Von neuem änderte der Angreifer seine Taktik. In gespreizten Schritten tanzte er im Machtbereich des Reptils blitzschnell hin und her. Schließlich spannte die Schlange alle Kräfte an und schoß auf die verwundbare Stelle unter den Schwingen des Feindes zu. Aber der Überfallene konnte ausweichen. Klatschend fiel das häßliche Haupt der Kobra auf den Stein. In demselben Augenblick schlug der Sekretär die knochenharten Fänge in den glatten Leib der Feindin und hieb mit dem furchtbaren Schnabel unmittelbar hinter ihrem Kopfe ein. Zischend hauchte die Schlange ihr Leben aus, dem Sieger als Speise dienend.




### Der Akrobat daheim.



Wenn der Akrobat mit schmutzigen Schuhen von der Gartenarbeit in die gesäuberte Stube kommt . . .

*

**Nachtleben.** Man sprach über die Wirtschaftskrise. „Und dabei sind alle Nachtlokale überfüllt!"

„Kunststück! Wer kann bei den Sorgen und Zeiten nachts schlafen?"

*

**Klassischer Musikfreund.** „Kennen Sie die Meistersinger von Nürnberg?"

„Die Stettiner und die Leipziger Sänger kenne ich von früher — aber ich bin jahrelang in kein Varieté gekommen!"

*

**Er kennt sie.** Der Kellner des Stammlokals kommt zu Herrn Müller an den Tisch:

„Herr Müller, Ihre Frau wünscht Sie am Telephon zu sprechen!"

„Wünscht? — dann muß es ein anderer Müller sein!"

*

**Frage.** „Ich fühle eine Sendung in mir", sagte der Dichter. Der Freund horchte auf.

„Willst du ein Hörspiel schreiben oder bist du bloß größenwahnsinnig."

*

**Erblich belastet.** Sie: „Zuweilen bist du so männlich, daß ich beinahe in Versuchung komme, dich zu bewundern, und wieder bist du waschlappig wie ein altes Weib."

„Er: „Nimmt dich das etwa Wunder? Das ist doch das Gesetz der Vererbung; denn meine Vorfahren waren nämlich zur Hälfte Männer und zur Hälfte Frauen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg